Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 7

Artikel: Schuld [Fortsetzung]

Autor: Berlepsch, Goswina v.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633718

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 7 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 12. Februar

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Schlechte Gesellschaft.

Von Carl Spitteler.

Kam eines Mannes Seele jüngst gegangen,
Der Erde Licht und Leben zu empfangen.
Im Tale Josaphat am Brückensteg
Vertrat ein Abgeschiedner ihm den Weg.
„Halt ein! Wohin?“ Der Neuling sprach verwundert:
„Wieso? Warum? Ins währende Jahrhundert.“
„Du könntest, darf ich meinen Rat empfehlen,
Dir eine bessere Gesellschaft wählen.
Es ist kein Mannesmark, es ist ein Teig,
Mit Fäusten tapfer, an Charakter feig.
Es fehlt der Mut, der im Gewissen sitzt,
Der freie Geist, der frisch die Wahrheit blitzt.
Duckmäuser, hinter die Moral versteckt,
Blinzelt ein jeder pfiffig nach Respekt.
Mit Anstand ist ihr Muckerherz befrackt;
Heucheln, das Wort klingt schlecht, drum nennt man's Takt.
Mit Oel und Andacht salben sie ihr Haupt
Vor einem Gott, an welchen keiner glaubt.
Prüd bis zur Zehe, bis zum Molekül,
Entbehren sie das erste Schamgefühl,
Das Schamgefühl, den Spiegel vorzunehmen,
Um vor der Weltgeschichte sich zu schämen.
Denn, was erstritten unsrer Väter Taten,
Das haben sie verschachert und verraten.
Ich würd' mir's doch noch einmal überdenken
Und in ein redlicher Jahrhundert schwenken.“

Schuld.

Novelle von Goswina v. Berlepsch. 2

Theo sah ihren Mann an mit weit offenen Augen.

„Sei ruhig,“ bat er, „du regst dich da um ein Nichts auf.“

„Es war schrecklich — schrecklich,“ sagte sie. „Ich wurde den Traum nicht los und mochte dir doch nichts davon sagen. Ich wußte, wer der Mann gewesen — und was hinter jener Mauer lag. Immerfort sah ich den verwitterten schwarzen Mantel neben mir und hörte das traurige Wort: „Ich wandere.“ Es verfolgte mich wie eine fixe Idee. Da schrieb ich den Brief. Wenn es wahr werden, wenn ich es nicht erleben sollte, das Glück — unser süßes, kleines Glück“ —

Er schloß sie leidenschaftlich in die Arme. „Du hast es erlebt!“

Aber sie machte sich erregt los und faßte seine Hand.

„Ich habe auch etwas gelobt, Paul, und das mußt du halten, so bald wie möglich. Erst dann bin ich ganz erlöst von diesem unheimlichen Schatten. Ich bat Hanna in dem Briefe, zu dir zu kommen, wenn ich sterben müßte, und ich kenne sie doch nicht. Weißt du, daß das ein Unrecht ist? Du mußt sie zu uns holen. Sie muß unser Kind sehen, sich mit uns freuen. — Wie lange sahst du sie nicht?“

— — „Sechs — sechs bis acht Jahre.“

„So lange! Das hielte ich nicht aus, wenn ich Geschwister hätte. Und ihr seid doch die letzten der Familie.“

„Das Leben führte uns eben auseinander. Bis vor zwei Jahren war sie, weiß Gott, wo überall in der Welt.“

„Und dann?“

„Dann gab es keinen bestimmten Anlaß, daß wir uns sahen, — darüber vergingen die Jahre.“

„Und ihr hattet keine Sehnsucht nacheinander?“

Paul zuckte die Achseln und zog die Stirn zusammen.

„Wir sind die Trennung längst gewöhnt, weißt du. Unsere Jugend war nicht so glücklich, daß sie eins an das andere gekettet hätte. Jedes suchte seinen Weg, mußte ihn suchen.“

„Gerade deshalb hättet ihr zusammenhalten müssen.“

„Kind, du weißt wenig vom Leben, und das ist so sonnig an dir! So möcht' ich dich bewahren immer, immerfort. Was weißt du von all dem Reiben und Stoßen in

der Welt, von dem Hunderterlei, was die Dinge und Verhältnisse zerstört, nackt und glanzlos macht."

„Darum möchte ich von meinem Glück etwas an Hanna geben. Ich will's, ich muß es! — Alle die Tage und Wochen jetzt hatte ich so viel Zeit zum Denken. Da dachte ich auch über Hanna nach, warum wir uns nicht näher stehen, und mit welchem Recht ich gerade sie bat, wenn ich —"

Still!"

„Nein! — Sag' mir, mit welchem Recht konnte ich das eigentlich?"

„Sehr einfach, weil sie meine Schwester ist."

„Und wenn sie von uns nun ein Gleiches erwartete: alles aufgeben, um etwas ihr Teures zu hüten und zu hegen?"

„Diese Parallele geht schief, mein Schatz. Eines taugt nicht für alle."

„Das heißt also: ich kann verlangen, was ich nicht geben würde?"

„Könnte! Das „Was" ist doch die Frage."

„Und welch' eins! Unser Kind hätte ich ihr anvertraut — —"

„Wir streiten da um Kaisers Bart. Wozu auch? Schreib' lieber einmal an Hanna; das wird sie mehr freuen, als deine Gewissenserforschungen."

„Fahre zu ihr, Paul, bald — jetzt!" bettelte Theo auf einmal ungestüm, wie ein Kind. „Ja, Paul, das mußt du tun. Das habe ich gelobt, wenn ich — diesseits der langen weißen Mauer bleibe."

„Du quälst mich."

„Mich hat es auch gequält!"

„Das lag in deinem Zustand damals, aber jetzt —"

„Weil alles gut jetzt ist — so gut! — mußt du zu Hanna gehen und ihr sagen —"

„Sie ist ja gebunden durch ihre Stellung."

„Hättest du auch daran gedacht, wenn sie dir nötig gewesen wäre, so recht dringend nötig?"

„Ah!" — Er fuhr mit beiden Händen über das kurz geschnittene Haar.

Sie kannte diese Bewegung und lächelte dazu.

„Tue es, Paul, — mir zuliebe!" drängte sie, an seinen Arm sich schmiegend.

Er wurde ernst.

„Du kennst Hanna nur aus ihren seltenen Briefen. Sie ist ein eigener Kauz."

„Deine Schwester ist sie, die ich lieben lernen will!" flüsterte sie.

„Du Engel — du — —"

Ein dünnes kleines Stimmchen ließ sich hören.

Beide horchten, und über Theos feines Antlitz ging es wie Sonnenstrahlen.

„Hörst du, Paul? Das Kind spricht mit!"

„Was sagt es, das Kind, du Kind?" fragte er lachend.

„Du sollst uns Hanna bringen," sagte es.

— — „Schön bist du geworden, Theo — weißt du das?"

An einem Wiesenberge liegt ein einstöckiges Haus. Rundum ist's grün. Und das ist fast der einzige Schmuck, den Sonne und die liebe Mutter Erde um den nüchternen Bau hier breiten. Ein Bau der Barmherzigkeit ist es, ein Kinderasyl, von Tausenden mühsam erbettelter Scherflein errichtet. Es gibt viel arme Leute, viel Elend und Verkommenheit hier in der Gegend. Da machte es sich einer zur Lebensaufgabe, so lange zu sparen, zu sammeln und zu betteln, bis dieser bescheidene Zufluchtsort für verlassene Kinder gesichert war. Seit wenig Jahren erst steht er inmitten eines Stückchen Landes, das ein Garten werden will. Alles darin ist noch jung und dürftig, aber es wehrt sich brav. Es treibt und sproßt, wo irgend nur etwas gepflanzt ist. Die Beerensträucher und die Fliederbüsche haben ihre Blättchen schon entfaltet. Sie stehen rechts und links vom Hause, regelmäßig in schmalen Beeten. Und in der Mitte, zu beiden Seiten des Weges, der nach der Gartenpforte führt, stehen ebenso regelmäßig junge Bäume, Kirschbäumchen, die einmal eine Allee bilden sollen. Sie blühen jetzt. Ganz weiß sind ihre kleinen Wipfel, und die Bienen summen darin und holen sich den ersten Honig. Wie ein festlicher Kinderzug sind sie anzusehen, rührend in ihrer Lieblichkeit und ihrem Werdetrieb. Es ist, als wollten sie dasselbe sagen, wie die kleinen Schützlinge dort in dem Hause: „nur unser Plätzchen und Sonnenschein, dann wollen wir schon was werden!"

Vor einer Stunde war Paul mit der Bahn angekommen und machte nun den Weg da heraus zu der Schwester. Denn hier hatte er sie zu suchen in dem kleinen Asyl, über dessen Tür die Worte stehen:

„Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf."

Es war Nachmittag, ein sonniger Apriltag, die ganze Heimatgegend so ein rechtes Frühlingsland, grün, österlich, wie es in der Erinnerung steht aus Kindheitstagen. Paul spürte von diesem Zauber indessen wenig, vielmehr einen Druck, ein Mißbehagen. Acht Jahre hatte er Hanna nicht gesehen. Wie wird sie sein? Was hat die Zeit aus ihr gemacht?

Beim Begräbnis des Vaters waren sie das letzte Mal zusammen gewesen. Dann reiste er, sobald es anging, wieder ab. Er war damals mitten in einer großen Arbeit, die ihn gänzlich in Beschlag nahm. Erbschaftsabwicklungen hielten ihn nicht zurück. Die Verhältnisse waren klein; es blieb kaum mehr, als die Wohnung mit den alten Möbeln. Das überließ er selbstverständlich Hanna, die den alten Mann bis zuletzt gepflegt hatte. Ah jene Tage! Sie standen ihm noch in peinlicher Erinnerung. Die Formalitätenphilisterei, die Kleinlichkeit und Gefühlsseligkeit der lieben Mitbürger, die ihm bei dieser Gelegenheit liebevoll indiskret auf den Leib rückte. Dann die furchtbare Enge der Verhältnisse zu Haus, denen er längst entwachsen, fremd geworden war. Und Hanna, von Pflege, Ueberanstrengung, Kummer herabgekommen, welk und müde. Sie hatte, allein lebend mit dem hypochondrischen alten Mann, viel ausgestanden. Und als er dann so still dalag, war sie doch aufgelöst in Schmerz und Zweifel, ob sie ihm auch genug getan. Paul begriff das nicht und machte ihr vernünftige Vorstellungen. Sie hatten wahrlich keine sonnigen Erinnerungen. Mutter und Kinder waren immer mehr scheu als zutraulich dem Vater gegenüber gewesen. Nachher seine Kränklichkeit, die ihm selbst das Leben während der letzten Jahre verbitterte,

Frank Buchser: Damenbildnis. (Aus dem „Schweizerland.")

die aufreibende Pflege für Hanna. Ehrlich gefragt also: warum der Erlösung gegenüber nun dieses Leiden, diese Selbstanklagen?

Es wachte in Paul wieder auf, was damals zwischen ihm und Hanna gesprochen worden, ein ganzer Dialog. Die Heimatluft schien ihm die traurige Melodie entgegen zu summen. Er hörte Hannas Stimme antworten: „Weil in mir etwas ist, was weher tut als Trauer: — Bitternis und Mitleid! Weil der Vater arm war an Liebe, weil er nie froh war, er mit uns nicht — und wir nicht mit ihm."

„Daran tragen wir keine Schuld; du hast ihm die besten Jahre geopfert. Jetzt denke an dich selbst."

„Das habe ich verlernt. Ich fühle nur die Leere, daß ich für niemand mehr sorgen muß."

„Das ist das Unrecht, was so oft unter dem Namen Familie begangen wird, kein eigenes Leben, keine selbständige Persönlichkeit werden lassen, die Kräfte verbrauchen, ver-

Frank Buchser: Portrait Mistress S.

kümmern, bis sie eines Tages, wenn sie sich endlich rühren könnten, es nicht mehr imstande sind."

So ungefähr hatten ihre Gespräche gelautet. Er erinnerte sich der trüben Unterredungen, aller Einzelheiten jener wenigen Tage auf einmal wieder lebhaft. Die Gestalt, das Wesen Hannas stand ihm vor Augen, wie sie ihm leid getan und ihn auch rechtschaffen ungeduldig gemacht hatte. Er war gewohnt, die Dinge beim Namen zu nennen, frei von der wehleidigen Sentimentalität, die hier kultiviert wurde, frei überhaupt von all den Fesseln und Bleigewichten, unter denen die Arme dahingelebt. Der ganze Unterschied ihres Lebensganges machte sich geltend. Und das verletzte sie. Er sah ihre Augen noch mit dem stillen Entsetzen auf sich gerichtet, das zu fragen schien: „Was ist aus dir geworden? So wenig Liebe, so wenig Leid hast du für uns übrig? Und ich verteidigte dich doch immer, wenn du ein Egoist gescholten wurdest!" — — Wie oft hatte ihn der Verstorbene so genannt!

Es riß damals ein Faden zwischen ihnen, der sie bisher immer noch verbunden hatte. Sie verstanden einander nicht mehr. Und Hanna war nicht etwa eine beschränkte Natur, im Gegenteil; aus ihr hätte zur rechten Zeit etwas werden können. Auch in ihr brannte einmal ein stilles Feuer, das höher hinaus wollte. Damit war es dann freilich vorbei. Aus ihrem ganzen Wesen sprach ein Verzicht, der Paul nervös machte, auch etwas wie ein verschwiegener Vorwurf; ist das der Bruder, auf den ich zählte in all den vielen öden Tagen? — (Fortsetzung folgt.)

Der Maler Frank Buchser. Von Dr. J. Coulin.

An einem brausenden Föhnmorgen des Jahres 1890 erhielt J. V. Widmann die Kunde, daß Frank Buchser in Solothurn gestorben sei. Dem Dichter erschien das wilde Stürmen des Südwindes wie ein Gleichnis des erloschenen Künstlerlebens und in poetischem Nachruf dankte er dem verblichenen Freund für den letzten Gruß, den er ihm in der wilden Luft des Sturmeswehens gesandt habe. Ungebändigtes Temperament, Leidenschaft in Kunst und Leben, Liebe zur Sonne und zu südlicher Glut: all das gehörte zum innersten Wesen des Malers, der Kosmopolite war wie die alten Schweizer Reisläufer, der wie sie reiche Beute — seine Studien und Bilder — aus fernen Landen heimbrachte, und der im Innersten doch Schweizer war und blieb, mochten ihn ferne Lande auch immer wieder hinauslocken. Das Urwüchsige, selbst Derbe in Buchsers Art ist schweizerisches Eigengewächs, es gemahnt nicht zuletzt an die köstlichen Streiche und schlimmern Gewalttätigkeiten eines so originellen Künstlers wie Urs Graf, der ja auch Solothurner war. In Buchsers lebendigem, rastlosem Temperament, seiner Furchtlosigkeit vor neuen Problemen, neuen Ländern, neuen Menschen, ist das Geheimnis seiner überraschend schnell sich entwickelnden Kunst, seiner erfolgreichen Beutezüge auf dem Gebiet malerischen Neulandes zu suchen. Manch anderer Schweizer Künstler seiner Zeit ist wie er ins Freie hinausgezogen, um die Natur in ihrer Wahrheit zu ergründen, aber kein Zweiter ist so früh und so zielbewußt dem malerischen Hauptproblem des 19. Jahrhunderts: der Wiedergabe des lebendigen Lichtes, der strahlenden Wärme, nachgegangen. Funkelnde Lichter, zitternde Sonnenflecken reizten früh sein Malerauge, einem rasch gereiften, meisterlichen Malenkönnen stand bald ein Reichtum von Farben, eine Sicherheit der Modellierung zur Verfügung, die bei den Zeitgenossen oftmals Staunen erregt hat und

Frank Buchser: Spinnerin auf Korfu.